

Lebensgefühle und Zukunftsperspektiven von Studierenden – Empirische Befunde studentischer Befragungen

(Referat am 28.7. 2000 SPK-Württemberg in Berg)

1 Thema und empirische Grundlagen

„Das Lebensgefühl“ einer Generation auf den Punkt zu bringen, plakativ zu benennen, das ist ein beliebtes Geschäft von Soziologen, der Zunft, der ich angehöre. Nicht zuletzt wurde und wird das an den Studierenden festgemacht. Das begann bereits in den 50er Jahren, als eine „skeptische Generation“ von dem berühmten Soziologen Schelsky diagnostiziert wurde. Abgelöst wurde sie in den 60er Jahren von der „rebellischen Generation“, der in den 70er Jahren die „narzistische Generation“ folgte. In den 80er Jahren wurde dann die „Null-Bock-, oder „Generation X“ ausgerufen, und in den 90er Jahren haben wir schließlich die „Fun-Generation“ in der „Erlebnisgesellschaft“.

Der Plural in meiner Themenstellung „Lebensgefühle und Zukunftsperspektiven von Studierenden“ ist absichtsvoll gewählt. Denn einfache Etikettierungen sind zwar plastisch-griffig, deswegen vielleicht auch nützlich, aber sie sind zugleich gefährlich. Denn solche idealtypischen Überzeichnungen heben nur einen Aspekt heraus, übersehen oder vernachlässigen zumindest mögliche Unterschiede oder gar Gegensätzlichkeiten. Ein Wandel wird damit suggeriert, der in solchem Ausmaß meist gar nicht zutrifft.

Bei meinen Darlegungen über Lebensgefühle und Befindlichkeiten, Orientierungen und Perspektiven der Studierenden stütze ich mich auf eine spezifische Quelle: empirische Untersuchungen, genauer auf Befragungen. Davon gibt es seit den 50er Jahren eine ganze Menge. Hauptsächlich beziehe

ich mich aber auf den „Studierendensurvey“. Was ist das?

Es handelt sich um eine Langzeitstudie, bei der seit Anfang der 80er Jahre in regelmäßigen Abständen, d.h. alle zwei bis drei Jahre, eine große Zahl Studierender befragt wird. In die Untersuchung sind 13 Universitäten und 9 Fachhochschulen einbezogen. Die Studierenden werden nach dem Zufall ausgewählt, pro Erhebung etwa 20.000 angeschrieben. Die Studierenden erhalten einen schriftlichen, standardisierten Fragebogen. Er umfasst etwa 125 Fragen mit gut 700 Informationen.

Das Themenspektrum ist breit gefächert, im Mittelpunkt stehen Fragen zu den Studienerfahrungen und zur Bewältigung des Studiums, aber auch Motive und Wertorientierungen sowie berufliche Vorstellungen und gesellschaftlich-politische Einstellungen werden erhoben.

Die Beteiligung lag bislang zwischen 46% und 37%. Mittlerweile liegen bei sieben Erhebungen in den alten und drei Erhebungen in den neuen Ländern die Antworten von insgesamt 56.000 Studierenden über einen Zeitraum von nahezu zwanzig Jahren vor.

Aufgrund der Auswahl und der Übereinstimmung in bedeutsamen Merkmalen zwischen Hochschulstatistik und Studierendensurvey (z.B. Geschlecht, Fächerbelegung, Altersverteilung) kann von einer weitgehenden Repräsentativität der Befunde für die 1,6 Millionen deutschen Studierenden an 91 Universitäten und 146 Fachhochschulen ausgegangen werden.

Untersucht man das Lebensgefühl der Studierenden, ein für sich genommen recht unklares Konzept, fächert es sich in einen komplexen Sachverhalt auf. Aus dem möglichen Spektrum von Aspekten, die darunter gefaßt werden können, gehe ich auf folgende sechs ein.

(1) Auf die Zufriedenheit mit der Lebenssituation und die Identifizierung mit dem Status als Studierende: wie zufrieden sind sie mit ihrer Rolle und Lage?

(2) Auf das, was den Studierenden wichtig ist, an Lebensbereichen oder Werten: Was zählt, was sind Orientierungskriterien und Entscheidungsmotive?

(3) Auf die Belastungen, denen sie sich ausgesetzt sehen: Was verursacht Stress und Angst? Was bereitet Sorge und Enttäuschung?

(4) Auf ihre sozialen Beziehungen und Zugehörigkeiten, die Empfindungen von Anonymität – wie aufgehoben oder alleingelassen empfinden sie sich?

(5) Auf ihre Berufsaussichten und Zukunftsperspektiven, weil das studentische Dasein auf Zukunft ausgelegt ist. Wie düster oder rosig zeichnet sie sich ab?

(6) Auf allgemeine Aspekte des Vertrauens und der Hoffnung, etwa hinsichtlich Technik und Umwelt, Arbeitsmarkt und Lebenschancen, politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen: Herrscht Katastrophenstimmung oder verheißungsvoller Optimismus, Resignation oder Aufbruch?

Einen Aspekt will ich gesondert ansprechen: Wie steht es um „Religiosität und Glauben“ unter den Studierenden? Was bedeutet das für ihr Lebensgefühl: Handelt es sich um eine spezielle Gruppe mit eigenem Profil?

Zum Schluß werde ich versuchen, eine Bilanz zu ziehen, und zwar eine Bilanz, die beidem gerecht werden soll: einer allge-

meine Charakterisierung „der Studentenschaft“ wie einer differenzierten Betrachtung der vorhandenen Heterogenitäten unter den Studierenden.

2 Zufriedenheit mit dem studentischen Dasein und Identifizierung

Geht es um Lebensgefühl und Befindlichkeit, steht als erstes die Frage nach der *Zufriedenheit mit der aktuellen Lebenssituation* an. Was antworten uns die Studierenden auf die Frage: Sind Sie alles in allem gern Studierende?

Eine große Mehrheit, nämlich 70%, gibt zur Antwort, daß sie sehr gerne Studierende sind. - Aber 27% nehmen gewisse Einschränkungen vor, sind nur bedingt zufrieden. - Schließlich bleibt eine kleine Gruppe von 3%, die gar nicht mit dem studentischen Dasein zufrieden ist.

Studentinnen und Studenten unterscheiden sich kaum in dieser allgemeinen Befindlichkeit. Aber die Studierenden in den neuen Ländern sind häufiger gern Student als ihre Kommilitonen in den alten Ländern.

Nach den Fächergruppen betrachtet, äußern sich Studierende der Medizin und Naturwissenschaften häufiger zufrieden (mit 74 bzw. 75%) als Studierende der Wirtschafts-, der Sprach- und Kulturwissenschaften (mit 67 bzw. 68%). Das sind keine dramatischen Unterschiede, aber doch beachtenswert. Sie werfen die Frage auf, woran es liegen könnte, dass sich manche Studierende wohler, andere weniger wohl in ihrer Haut fühlen.

Als erstes ist auf die Zahl der Semester zu verweisen: In höheren Semestern nimmt die Zufriedenheit mit Status und Leben als Student deutlich ab. Zu einem Einbruch kommt es ab dem 11. Semester: ab da sind nur noch 65% ganz zufrieden, ab dem 14. Semester sogar nur 61%. In den Anfangssemestern liegen diese Anteile bei 70 bis 76%. Die anfänglich größere Begeisterung

mit der studentischen Situation weicht einem gewissen Cooling-out-Effekt.

Damit erklärt sich auch weitgehend die Differenz zwischen alten und neuen Ländern: In den neuen Ländern sind die Studierenden seltener in höheren Semestern, es gibt nur wenig „Langzeitstudierende“.

Zugleich verweist dies auf die oftmals schwierige und unbefriedigende Situation der Langzeitstudierenden: Das lange Studium entspricht nicht ihrer ursprünglichen Planung; kaum einer hatte am Studienanfang vor, „Langzeitstudierender“ zu werden, d.h. mehr als 6 Jahre zu studieren. Zu Studienbeginn sehen die Studierenden im Schnitt etwa fünf Jahre für das Studium vor, und zwar in allen Fächern ganz ähnlich (mit Ausnahme der Medizin). Erst im Laufe des Studiums verzögert sich das Studium und dehnt sich weiter aus, wobei die Fachunterschiede immer größer werden. Für die betroffenen Studierenden führt dieser Verzug mehr und mehr zu Belastungen, zu einer Desintegration aus Studium und Hochschule. Viele von ihnen sind gar nicht mehr gerne Student.- Deshalb halte ich es nicht für einen angemessenen Weg der Problemlösung, sie mit Studiengebühren zu bestrafen, statt sie rechtzeitig zu unterstützen

Schauen wir auf weitere Zusammenhänge, so finden wir: Eine herausragende Rolle für die studentische Zufriedenheit spielen die sozialen Kontakte, sowohl zu den Kommilitonen als auch zu den Lehrenden. Dies ist ein Grund sich den sozialen Beziehungen gesondert zuzuwenden, weil Beziehungen und Zugehörigkeiten eine wichtige Grundlage des Lebensgefühls sind – Sicherheit, Anerkennung, Unterstützung bieten, wenn sie vorhanden sind, Isolation, Verlassenheit, Anonymität bedeuten, wenn sie fehlen.

Eine Folge des Ausmaßes der Zufriedenheit mit der studentischen Situation ist festzuhalten: Unzufriedenheit verstärkt die

Absicht, das Studium abzubrechen (wobei auch andere Faktoren eine Rolle spielen). Von den sehr Zufriedenen denken 91% gar nicht daran, von den Unzufriedenen erwägen aber 60% ernsthaft, das Studium abzubrechen.

Das führt uns zu einem Konzept, das aufschlußreicher ist, als das der Zufriedenheit – das für sich genommen, ein bisschen oberflächlich bleibt. Es handelt sich um die Frage der „Identifizierung“: Wie sehr sind die Studierenden tatsächlich Studierende? Dafür können wir mehrere Aspekte heranziehen: die Relevanz und den Stellenwert des Studiums, die Festgelegtheit auf ein Studium, die Aufrechterhaltung der Studien- und Fachwahl sowie schließlich die Absicht, das Studium abzubrechen. – Sie alle indizieren etwas, das man „Bestimmtheitsgefühl“ nennen kann, und zwar gemeint als: Ich bin am richtigen Platz und mache die für mich richtige Sache. Diese wichtige „Identifizierung“ und „Bestimmtheit“ kann durch Zweifel, Unsicherheiten und Enttäuschungen beeinträchtigt oder gar aufgelöst sein.

Fragen wir zuerst nach dem *Stellenwert des Studiums*: Dass Hochschule und Studium der Lebensmittelpunkt für sie seien, auf den alle ihre Aktivitäten ausgerichtet sind, das bestätigen nicht allzu viele der Studierenden: etwa ein Viertel. Demnach ist es nur eine Minderheit, die mit Leib und Seele studiert, an der Universität sich so richtig „zu hause“ fühlt. Alle anderen machen Einschränkungen.

40% sehen das Studium wie einen Beruf, dem man pflichtgemäß nachgeht. Allerdings bleibt offen, wie ernst dieser Beruf genommen wird: als eine hohe Verantwortung, gleichsam „professionell“, oder als Job, den man ohne innere Bindung absitzt.

Nicht wenige Studierende deklarieren ausdrücklich, daß das studentische Dasein für sie nur eine Facette ihres Lebens ist, andere Bereiche wie Familie, Erwerbstätigkeit,

Freizeit einen gleichen oder gar höheren Stellenwert einnehmen – bis hin zu jener kleinen Gruppe, für die das Studium zur „Nebensache“ (geworden) ist.

Das drückt sich auch darin aus, ob sich die Studierenden als *Vollzeit-, Teilzeit- oder Prof-Forma-Studierende* bezeichnen. Die vorgenommene Einordnung hängt nahe- liegenderweise stark mit dem zeitlichen Aufwand für das Studium einerseits, für eine Erwerbstätigkeit außerhalb der Hochschule andererseits zusammen.

Etwa ein Viertel der Studierenden in den alten Ländern (mit einem Fünftel in den neuen Ländern etwas weniger) definieren sich als „Teilzeit-Studierende“, vor allem dann, wenn sie mehr als einen Tag in der Semesterwoche einer Arbeit nachgehen und weniger als 30 Stunden alles in allem pro Woche für das Studium aufwenden, also Besuch von Lehrveranstaltungen, Selbststudium, Tutorate, Buchausleihe etc. zusammengenommen.

Ab da wird es in der Tat problematisch, beides – die Studienanforderungen und die Erwerbstätigkeit - unter einen Hut zu bringen. Selbst bei insgesamt höherem Zeitaufwand gelingt die Kompensation kaum mehr. Dann setzt Zersplitterung ein.

Die Überforderungen führen zuerst dazu, den Besuch von Lehrveranstaltungen zu reduzieren; dann wird auch die Zeit für das Selbststudium geringer. In der Folge tritt Verzug gegenüber der ursprünglichen Studienplanung ein und die Studiendauer verlängert sich.

Es ist die zunehmende *Erwerbstätigkeit während des Semesters* – mittlerweile sind zwei Drittel der Studierenden im Semester zur Studienfinanzierung erwerbstätig -, die dazu geführt hat, daß die Konsistenz der Studentenrolle und die Konzentration auf das Studium nachgelassen haben.

Damit sind zwei nicht direkt sichtbare Konstellationen verbunden, die Bestimm-

heit der Studentenrolle und die Identifizierung mit dem Studentsein beeinflussen. Es handelt sich um die soziale Herkunft einerseits, die beruflichen Aussichten andererseits.

Je höhere die soziale Herkunft der Studierenden ist, gemessen über Bildung und Berufsstellung der Eltern, desto stärker ist die „Studiensicherheit“, desto weniger Ablenkung durch Erwerbsarbeit im Semester kommt vor und desto optimistischer sind die beruflichen Zukunftsperspektiven.

Dagegen: Je niedriger die soziale Herkunft ist, insbesondere bei Studierenden aus Arbeiterfamilien bzw. aus Familien einfacher Angestellter und kleiner Selbständiger, desto mehr Unsicherheit ist zu beobachten, desto mehr Handicaps durch Erwerbsarbeit und finanzielle Sorgen bestehen und desto mehr Irritationen rufen schlechte Berufsaussichten hervor.

3 Wichtigkeiten und Werte

Die Frage nach dem Stellenwert des Studiums führt uns zwangsläufig zu der weitergehenden Frage: Was ist den Studierenden denn wichtig, worauf legen sie Wert? Die studentischen Antworten auf die Frage nach der persönlichen *Wichtigkeit verschiedener Lebensbereiche* liefert dafür einen ersten Aufschluß.

Ganz im Vordergrund steht für die Studierenden der *private Bereich*, seien es Freunden und Geselligkeit, seien es Partner oder eigene Familie. Dieser private Bereich von Freunden und Partner ist außerordentlich wichtig: dort wird von den meisten das Glück gesucht. Es sind 80%, die diesen Bereich für sehr wichtig erachten.

Studium und Hochschule ebenso wie *Beruf und Arbeit* sind jeweils etwa der Hälfte sehr wichtig: Hochschule und Studium messen mit 57% etwas mehr, der zukünftigen Tätigkeit im Beruf mit 47% etwas we-

niger eine hohe Wichtigkeit zu. Also nur die Hälfte der Studierenden findet in diesen Bereichen ihre „Erfüllung“. Allerdings ist hier kein Nachlassen der Relevanz in den letzten Jahren zu beobachten; im Gegenteil: eine tendenzielle Stärkung ist eingetreten.

Auch ansonsten geben sich die Studierenden wieder mehr „effizienzorientiert“, ehrgeizig und anstrengungsbereit. „Bummeln“ oder „auf die faule Haut legen“ wollen sich immer weniger, z.B. den Berufsbeginn bewusst hinausschieben.

Dagegen hat der *Bereich des Öffentlichen* in seiner Bedeutung unter den Studierenden stark nachgelassen. Für nur noch 29% haben „Politik und Öffentliches Leben“ einen hohen Stellenwert, vor 15 Jahren waren es noch 39% - ein erheblicher Rückgang, der das politische Klima abgekühlt hat. Hauptsächlich ist politisches Interesse (noch) bei Studierenden der Rechts- und der Sozialwissenschaften vorhanden, aber naturgemäß jeweils sehr anders ausgerichtet, sowohl hinsichtlich der Ziele als auch der bevorzugten Handlungsformen.

Die Studierenden sind gegenwärtig ein zumeist distanzierteres Publikum, das sich zwar über das politische Geschehen informiert, eine Meinung bildet und auch äußert – insofern sind sie nicht als „apathisch“ zu kennzeichnen. Aber sie lassen sich kaum aktivieren, für etwas engagieren, geschweige denn „bewegen“ und mitreißen.

Eltern und Geschwister haben dagegen eine Wiederbelebung ihrer Bedeutung erfahren. Anfang der 80er Jahre war die Herkunftsfamilie nur für 46% sehr wichtig, heute schreiben Eltern und Geschwistern 58% eine sehr hohe Wichtigkeit zu.

Mit der verstärkten privaten Orientierung und mit dem Rückzug aus dem öffentlichen Bereich geht einher, dass die Studierenden bei den Wertorientierungen stärker die individuellen Chancen und Vorteile betonen, weniger Solidarität und das Ein-

gehen auf andere als Tugenden und Leitbild ihres Handelns hervorheben.

Das zeigt sich bei den Fachwahlmotiven und den Erwartungen an den Nutzen des Studiums, ebenso wie bei den beruflichen Vorstellungen, wo Aspekte des Einkommens, der Karriere und der Arbeitsplatzsicherheit mehr betont werden. Materielle Gesichtspunkte des eigenen Vorteils, offensiv vertreten oder defensiv ausgerichtet, sind wichtiger geworden.

Die individuellen Orientierungen sind eingebettet in allgemeinere Vorstellungen über gesellschaftliche Verhältnisse und Mechanismen. Besonders signifikant fällt dabei der *Wandel in der Haltung zum Wettbewerb* ins Auge. Wettbewerb ist ja durchaus ambivalent: Denn er kann einerseits die Solidarität zwischen den Menschen zerstören, andererseits trägt er dazu bei, dass sie sich anstrengen und Leistung bringen. In dieser Hinsicht ist ein regelrechter Meinungsumschwung unter den Studierenden eingetreten: der Vorteil des Wettbewerbs zur Leistungssteigerung ist in den Vordergrund getreten, der Nachteil zerstörter Bindungen und des Verlustes an Solidarität wird weniger gesehen oder beklagt. Vor einigen Jahren fielen die studentischen Stellungnahmen genau umgekehrt aus: Wettbewerb wurde überwiegend negativ eingeschätzt.

Abnehmende Solidarität zeigt sich z. B. bei der Einstellung gegenüber Entwicklungsländern, deren Förderung weniger unterstützt wird. Wenig Anteilnahme oder Zuwendung besteht offenbar auch unter den Studierenden untereinander: das betrifft die BAföG-Empfänger, ausländische Studierende oder Langzeit-Studierende, die alle wenig Verständnis für ihre Situation und Unterstützung bei Schwierigkeiten erfahren. Man läßt andere weitgehend allein mit ihren Problemen. Außerdem sprechen sich die Studierenden wieder häufiger für eine härtere Selektion aus, z.B. beim Hochschulzugang.

Auch *soziale Ungleichheit* wird heute anders eingeordnet, sie ist für die Studierenden weit weniger ein Stachel. Zwar beurteilen sie die Ungleichheit kaum als geringer, aber sie verurteilen sie seltener als ungerecht. Vor allem die Studierenden der Sozialwissenschaften haben sich dabei den Studierenden der Rechtswissenschaft angenähert.

Dieser Wandel – und hier scheint mir der Begriff zulässig – geht einher mit einem Nachlassen und Abwenden von „alternativen“ Haltungen und Ausrichtungen. Auch die „stille Revolution“ – wie der US-Forscher Inglehart diese „ideelle Bewegung“ der 70er und 80er Jahre nannte – hat die meisten ihrer Kinder entlassen, nicht nur die „laute Rebellion“ der späten 60er Jahre. Dies spüren die „links-sozialistischen“ ebenso wie die „grün-alternativen“ Bewegungen. Von beiden haben mittlerweile die Studierenden weithin Abstand genommen – und wenn sie noch Anhänger sind, dann mit viel geringerer Emphase.

Konkreter tritt dies bei einzelnen Beispielen hervor, wie dem Verzicht auf materiellen Wohlstand, den die meisten Studierenden seltener teilen. Oder fremdbestimmte Leistungszumutungen in der Arbeitswelt, gegen die sich die Studierenden weniger wehren; es herrscht wieder mehr „Leistungsideologie“. Schließlich die persönliche „Selbstverwirklichung“ als vorrangiges Lebensziel und gewisser Gradmesser für das, was auch hedonistisch-narzistisch genannt wird – sie steht gar nicht mehr so sehr im Vordergrund.

Dazu eine gewisse Bilanz: Die Studierenden zeigen weniger Bereitschaft zur Askese, neigen aber auch weniger zu narzistischer Selbstbespiegelung oder hedonistischem Ausleben. Das „individualisierte“ Lebensgefühl ist bei der Mehrheit der Studierenden demnach weder narzistisch-hedonistisch unterfüttert noch gegen äußere Anforderungen und Verpflichtungen

gerichtet. Es ist aber auch meist nicht in solidarisch-empathische Haltungen eingebunden. Diese Grundhaltungen sind bei den westdeutschen Studierenden stärker ausgeprägt als bei den ostdeutschen Studierenden.

4 Belastungen und Sorgen im Studium

Beeinträchtigt wird das Lebensgefühl der Studierenden durch eine Reihe von Belastungen. Wo liegen die größten Stressfaktoren für die Studierenden?

Die *Belastungen im Studium* haben tendenziell abgenommen: sei es der Stress mit Leistungsanforderungen und Prüfungen oder das Problem, im Studium Orientierung zu gewinnen. Dennoch stehen Prüfungsstress und Prüfungsangst nach wie vor ganz oben im Ranking der Belastungen. Die Studierenden akzeptieren sie aber weithin als zum Studium gehörig; jedenfalls wird eine Verringerung der Leistungsanforderungen nur selten von ihnen verlangt.

Auch die *Anonymität und die große Zahl der Studierenden* sind als Stressfaktoren leicht zurückgegangen. Das liegt einerseits an den vermehrten Kontakten zu den Lehrenden und einer gewissen Abnahme der Studierendenzahlen. Aber auch hier haben, vor allem an den westdeutschen Universitäten, weiterhin große Anteile der Studierenden erhebliche Probleme, die anonyme Betriebsamkeit der Massenhochschule zu verkraften und auszuhalten.

Stark zugenommen haben Sorgen und *Befürchtungen wegen der beruflichen Zukunft*. War Anfang der 80er Jahre weniger als ein Drittel (nur 30%) wegen der schlechten Berufsaussichten stark belastet, sind es nunmehr 45%, d.h. fast jeder zweite Studierende. Mittlerweile sind zwar alle Fächergruppen davon betroffen – aber erhebliche Unterschiede bestehen fort. Diese Ängste und Belastungen folgen meist den wahrgenommenen und tatsächlichen Kon-

junkturzyklen des Arbeitsmarktes, den die Studierenden offensichtlich recht genau registrieren. Wegen der Bedeutung komme ich darauf zurück.

Zugleich haben viele Studierende die Sorge, ob sie das Studium überhaupt schaffen und die Anforderungen bewältigen. Das ist bei manchen begleitet von großen Ängsten bis hin zu Depressionen. Vieles ist angstbesetzt, in erster Linie die Prüfungen. Aber auch der Umgang mit den Lehrenden fällt nicht wenigen Studierenden schwer. Dies führt immer wieder zu krisenartigen Erscheinungen im Studienverlauf.

5 Beziehungen und Anonymität

Zwar sind die *Kontakte unter den Studierenden* gegenüber früher besser geworden, wozu nicht zuletzt die Wohngemeinschaften und Aktivitäten der Fachschaften beigetragen haben. Aber in manchen Fächern herrscht ein ausgesprochenes Klima der Konkurrenz unter den Kommilitonen, was insbesondere die Studentinnen mehr stört, z.B. besonders in Jura und den Wirtschaftswissenschaften.

Auch die *Kontakte zu den Lehrenden* haben sich vermehrt, die Beratung und Betreuung ist deutlich besser geworden, sowohl in der Quantität als auch in der Qualität. Das ist anzuerkennen, denn die große Zahl der Studierenden stellt erhöhte Anforderungen an die Lehrenden.

Dennoch sind die meisten Studierenden mit den sozialen Beziehungen, mit dem Umfang und der Art der Beratung durch ihre Professoren ausgesprochen unzufrieden. Wobei man eingestehen muß, daß die studentischen Ansprüche an Beratung gestiegen sind und Beratung schwieriger und riskanter geworden ist.

Weit verbreitet ist unter den Studierenden der Eindruck, sie seien im Universitätsbetrieb auf einen bloßen „Leistungsträger“ reduziert, ihre Person als Ganze interessie-

re nicht: zwei Drittel haben diesen Eindruck und sehen sich nur als kleines Rädchen im großen Getriebe.

Verletzend für die Ich-Stärke ist zudem das Gefühl, in der Masse unterzugehen. Dieses Gefühl des Verlorenseins an der „Massenhochschule“ teilt die Hälfte der Studierenden, aber ein Viertel von ihnen empfindet dies gar nicht.

Besonders drastisch ist der Eindruck, es würde niemandem auffallen, wenn man eine Woche wegbliebe: 37% bestätigen ihn völlig, aber 36% gar nicht. Hier besteht eine Spaltung der Studentenschaft, was in starkem Maße von der Fachzugehörigkeit abhängt, aber auch von ihrer eigenen Aktivität und Integration in das Studium.

Aufgefangen wird das Gefühl des Verlorenseins, nicht sonderlich zu zählen, wenn gute Kontakte zu Kommilitonen und Lehrenden bestehen, vor allem wenn Ansprechpartner bei Problemen da sind. Auch hier ist die Studentenschaft gespalten: 41% haben überwiegend Ansprechpartner, aber fast genauso viele vermissen sie (42%).

Hilfreich für eine bessere Einbindung an die Hochschule ist die Tätigkeit als Hilfskraft oder Tutor. Ebenso kann die Mitarbeit in der Fachschaft oder die Mitwirkung bei anderen Einrichtungen an der Hochschule, wie z.B. in der Studentengemeinde, oder bei kulturellen Aktivitäten oder im Hochschulsport, Eindrücke der Anonymität und Gefühle der Isolation vermindern.

Eine letzte Anmerkung zum Thema *Beziehungen und Partnerschaft*: Der Traum einer festen Partnerschaft ist unter den Studierenden weit verbreitet, mehr jedenfalls als oft unterstellt wird. Viele leben bereits in fester Partnerschaft oder Ehe (nicht zuletzt aufgrund des gestiegenen Alters der Studierenden): 64% der Studentinnen und 49% der Studenten. Der Single-Status ist offensichtlich wenig beliebt, gilt kaum als erstrebenswert. Ein größerer Teil

der Studierenden ohne feste Partner/in, mehr die Studenten als die Studentinnen, empfindet diese fehlende Partnerschaft als starke Belastung.

6 Berufsaussichten und Zukunftsperspektiven

Eine steigende Belastung für die Studierenden sind die beruflichen Zukunftsaussichten. Das ist um so beachtenswerter, insofern die studentische Rolle auf Zeit angelegt ist. Die gesicherte Brücke in die Zukunft ist außerordentlich wichtig für das Lebensgefühl der Studierenden.

Der *Übergang in die Berufswelt* ist aber seit den 80er Jahren nachhaltig gestört. Sukzessive in allen Fächergruppen machen sich große Teile Sorgen, ob sie nach dem Studium arbeitslos sind oder inadäquat und unter Wert beschäftigt sein werden. Insgesamt sind es mittlerweile über 40%, in einigen Fächern bis zu zwei Drittel, die derartige Schwierigkeiten nach dem Studium befürchten.

Diese Verunsicherungen, am Anfang des Studiums noch öfters verdrängt, am Ende des Studiums immer belastender, haben vielfältige Auswirkungen: Sie verringern die Identifizierung mit Studium und Fachwahl, sie führen zu Verzögerungen beim Abschluß, und sie verursachen manche Irritationen im Blick auf die Zukunft.

In ihren *Reaktionen auf Arbeitsmarktprobleme* erweisen sich die Studierenden als ausgesprochen flexibel. Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften noch mehr als Studierende der Medizin oder Ingenieurwissenschaften. Sie sind zu finanziellen Einbußen und Belastungen (wie langen Fahrzeiten) ganz überwiegend bereit. Auch das Ausweichen auf fachfremde Tätigkeiten für einige Zeit wollen sie in Kauf nehmen.

Problematisch wird es für die Studierenden, wenn sie meinen, die Verwirklichung

ihres Berufswunsches sei auf Dauer gefährdet, sie müssten davon endgültig Abstand nehmen. Dann ist in der Tat für viele die Sollbruchstelle ihrer Identität erreicht. Wenn sich das abzeichnet, wird das Gefühl der Enttäuschung und Resignation besonders stark, läßt sich kaum noch durch anderes aufwiegen oder verdrängen. Neben den Medizinerinnen gilt dies besonders noch für Studierende der Natur- und Ingenieurwissenschaften, aber auch für die angehenden Lehrer und Lehrerinnen.

Allemaal ist aber der *Beratungsbedarf bei der Berufswahl* ebenso wie der Bedarf an Unterstützung und Hilfen bei der Stellensuche stark angestiegen. Selbst an die Hochschulen und Hochschullehrer richten die Studierenden vermehrt diesen Ruf nach Unterstützung und Hilfe beim Übergang, um ihre aktuelle Studiensituation zu verbessern. Dieser Wunsch steht mittlerweile fast an der Spitze der Liste zur Verbesserung der Studiensituation. Zugleich signalisieren die Studierenden damit, dass sie sich bei dieser zentralen Problematik oftmals von den Lehrenden und Hochschulen allein gelassen fühlen.

Die düsteren Berufsaussichten haben aber wenig *Auswirkungen auf die gesellschaftlich-politischen Orientierungen* der Studierenden, selbst wenn sie als starke individuelle Belastung empfunden werden. – Es ist kein „Weimarer Syndrom“ bislang zu entdecken. Da trennen die Studierenden deutlich zwischen „ökonomischer Entwicklung“ und „politischer Verfassung“, d.h. negative wirtschaftliche Perspektiven führen bei ihnen nicht zu einem Infragestellen der Demokratie und ihrer Institutionen. Sie sind überhaupt alles in allem recht „sattel-feste Demokraten“, abhold extremen Ideologien. Die Meinungsfreiheit und die Ablehnung von Gewalt als Mittel der Politik wird von den Studierenden fast einvernehmlich und vehement vertreten. Der Ruf nach Ordnung oder einer starken Führung ist ganz selten, nach Autoritäten verlangen sie nicht.

7 Hoffnungen und Befürchtungen

Neben den individuellen Hoffnungen und Befürchtungen hinsichtlich der Bewältigung des Studiums oder hinsichtlich des Berufseinstiegs, treten Hoffnungen und Befürchtungen hinsichtlich der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung. Größere Ängste auf der einen Seite, größere Hoffnungen auf der anderen Seite sind jedoch nicht verbreitet. Weder Katastrophen noch Verheissungen werden erwartet, weder einer negativen noch einer positiven Utopie hängen sie an.

Es sind eher „Alltagssorgen“, die die Gemüter beherrschen: Wie komme ich im Studium zurecht, finde ich Freunde und einen Partner, kriege ich einen Job und wie klappt das mit dem zukünftigen Beruf, wenn ich denn weiß, was es sein soll.

Zum Beispiel haben die Ängste bezüglich der *Gefährdungen durch technische Entwicklungen* nachgelassen. Die Technik wird wieder mehr als Motor gesellschaftlich-wirtschaftlicher Entwicklung und als Mittel zur Lösung von Problemen gesehen. Umweltängste wie in den 80er Jahren sind längst nicht mehr so verbreitet, der Tschernobyl-Effekt ist verfliegen.

Auch das *Vertrauen in die demokratischen Einrichtungen* wie Parteien und Parlamente hat sich wieder verstärkt. Die demokratischen Instanzen werden wenig in Frage gestellt, obwohl die Unzufriedenheit mit der Politik unverändert, auch das Misstrauen gegenüber den politischen Handelnden geblieben ist. Davon sind die studentischen Vertreter in AStA und Hochschulgremien ebenfalls häufig betroffen.

Aber die Schwelle zum Engagement, gar zum Protest wird weit seltener überschritten. Wenn Initiativen ergriffen werden, geht es mehr um Jobs, berufliche Interessen und Qualifizierung, weniger um Politik und gesellschaftliche Einflussnahme. Auch die Träger solcher Initiativen sind nun eher

die Ökonomen und Juristen, weniger die Sozial- und Geisteswissenschaftler.

Internationalität und Weltoffenheit spielen eine große Rolle. Die Bereitschaft, im Ausland zu studieren, hat stark zugenommen. Auch berufliche Tätigkeiten im Ausland, sei es in Europa oder in anderen Kontinenten, können sich sehr viele Studierende vorstellen. Internationalisierung und Europa sind selbstverständliche Größen, die nicht in Frage gestellt werden, selbst wenn man zum Teil mehr Ärger als Einverständnisse damit verbindet. Diese internationale und europäische Ausrichtung der Lebensgeföhle ist in den neuen Ländern noch nicht so verbreitet wie in den alten Ländern. Allerdings muss ich einschränken: Internationalisierung umfasst weitgehend nur Europa und US-Amerika – die Dritte Welt wird von den Studierenden oft nicht einbezogen, bleibt für die meisten ein „dunkler Kontinent“.

Dennoch, auch das ist zu registrieren: Ein kleiner Teil unter den Studierenden zeigt sich konservativ-national, ausländerfeindlich und Fremdes abwehrend. Das ist jedoch eine „kleine Minderheit“ geblieben, die das „Nationalgefühl“ hochhält. Sie hat zudem (bislang) keine sonderliche Ausstrahlung bei den meisten Kommilitonen gefunden. Diese rechts-extremere Gruppierung im akademischen Gewande befürwortet auch ein höheres Gewaltpotential als Mittel der Politik.

Weiterreichende Konzeptionen, Auseinandersetzungen mit grundlegenden Theorien werden von den Studierenden meistens gemieden. System- oder Machtfragen werden lieber gar nicht erst gestellt. Das liegt nicht zuletzt an der Partialisierung der Studentenrolle, die Ausrichtung auf Erwerb, Nützliches, Praktisches.

Ein wenig in Schlagworten: Die Studierenden sind nicht sehr kritisch eingestellt und seltener um theoretische Aufarbeitungen bemüht; sie sind weniger auf kollekti-

ves Handeln ausgerichtet, dafür mehr individuell und selbstbezogen, zudem mehr pragmatisch und realistisch als idealistisch oder utopisch orientiert.

Deshalb ist auch ein Nachlassen bei der Mitwirkung an aktiver gesellschaftlicher Entwicklung und Veränderung eingetreten, Aufbruchstimmung „zu neuen Ufern“ als Lebensgefühl kommt kaum auf. Es überwiegt unter den Studierenden die Haltung eines individuellen „Sich-Durchschlagens“ bei akzeptierten Rahmenbedingungen, die zwar nicht als großartig gelten, aber besseres gibt es nicht. Weltverbesserung ist weitgehend „out“, Nutzung der eigenen Chancen und Möglichkeiten ist „in“ – wobei sie häufig unsicher sind, wo sie denn liegen. Nicht selten macht sich da ein Gefühl der Ratlosigkeit, gar der leichten Verzweiflung breit – die sich entweder „späßig“ oder „zynisch“ äußern kann.

8 Religiosität und Studentengemeinde

Fragen der Religiosität und des Glaubens nehmen in unserer wie in anderen Erhebungen bei Studierenden keinen großen Raum ein. Wir fragen z.B. nicht einmal nach der konfessionellen Zugehörigkeit. Dennoch haben wir zwei Items im Fragebogen, die ganz aufschlussreich erscheinen: Zum einen die Wichtigkeit von „Religion und Glauben“ als Lebensbereich, zum anderen „Interesse und Teilnahme an der Studentengemeinde“ der Hochschule. Dabei wissen wir nicht, ob damit auch die Kirche gemeint ist und gegebenenfalls welche.

Einige Befunde dazu will ich Ihnen dennoch präsentieren, unterstellend, dass diese bei Ihnen auf einiges Interesse stoßen. Drei Fragen sind damit verbunden. Erstens: Wie steht es um die „Religiosität“ unter den Studierenden, wenn sie das Item zur Wichtigkeit von „Religion und Glauben“ als Indikator dafür zulassen? – Zweitens: Welche Zusammenhänge mit anderen Be-

findlichkeiten im Gefühlshaushalt der Studierenden sind zu erkennen: Wo bestehen Unterschiede zu den Kommilitonen? Und drittens: Wie setzt sich das Klientel der Studentengemeinden zusammen?

Als erste Nachricht zur ersten Frage vielleicht ein etwas überraschender Befund: Die Wichtigkeit von „Religion und Glauben“ als Lebensbereich hat in den letzten zwölf Jahren bei den Studierenden nicht nachgelassen.

In den alten Ländern ist sie seit 1989 unverändert geblieben:

- Ein Drittel (31-34%) spürt keinen religiösen Funken (null);
- ein weiteres Drittel attestiert sich eine gewisse, aber eingeschränkte Wichtigkeit des Religiösen: 30 bis 34%;
- etwas mehr als ein Drittel (35 bis 37%) bezeichnet sich als stärker religiös, darunter 16% sogar als „sehr religiös“, d.h. „Religion und Glaube“ haben für sie eine sehr hohe Wichtigkeit.

Die zweite Nachricht: In den neuen Ländern hat die Bedeutung von Religion und Glauben unter den Studierenden stark zugenommen: als völlig areligiös bezeichnen sich 1998 nur noch 39% (1992 waren es mit 52% über die Hälfte), als stark an Religion und Glauben gebunden sehen sich mittlerweile 14% (1993 erst 11%). – Wie in anderen Bereichen ist auch hier eine Angleichung an die Verhältnisse in den alten Ländern eingetreten. Sie ist aber nicht auf den verstärkten Zuzug westdeutscher Studierender an die Hochschulen in den neuen Ländern zurückzuführen.

Studentinnen sind im übrigen etwas häufiger „religiös“ als die Studenten: In der letzten Erhebung bezeichnen 20% der Studentinnen gegenüber 15% der Studenten Religion und Glauben als sehr wichtig für sich persönlich.

Nach Fächergruppen aufgeschlüsselt finden sie die wenigsten Religiösen in den

Wirtschafts- und in den Ingenieurwissenschaften (nicht einmal in den Sozialwissenschaften sind es weniger), am meisten in den Geistes-/Kultur- und Sprachwissenschaften sowie in der Medizin. Auch diese Differenzen sind in der letzten Dekade unverändert geblieben.

Zur zweiten Frage: Ob „Religiöse“ ein spezifisches Profil hinsichtlich ihrer Orientierungen und Haltungen aufweisen? Sind Besonderheiten in ihrem Gefühlshaushalt zu erkennen?

Bei der Wichtigkeit der verschiedenen anderen Lebensbereichen zeigen sich wenig Zusammenhänge mit der Stärke der religiösen Bindung. Am stärksten schreiben „Religiöse“ drei Bereichen eine höhere Wertigkeit zu: ihren Eltern und Geschwistern, der Natur und Umwelt sowie dem Bereich von Kunst und Kulturellem. Alle anderen Lebensbereiche werden nicht auffällig anders in ihrem Stellenwert eingeordnet.

In den Befindlichkeiten sind ebenfalls keine nennenswerten Unterschiede nach dem „Grad der Religiosität“ zu verzeichnen: Alle sind gleichermaßen gern Student, haben mehr oder weniger die gleichen Belastungen und Sorgen. Auch was die Anonymitätsempfindungen im Studium angeht, sind die „Religiösen“ gleichermaßen betroffen wie die anderen Studierenden. Das hängt allemal mehr von der Fachzugehörigkeit ab als von dieser Haltung gegenüber Religion und Glauben.

Die Religiösen sind ein Stück ernsthafter und verantwortungsbewußter: sowohl ihrem Studium als auch dem allgemeinen politischen Geschehen gegenüber. Grundsätzlich setzen sie weniger auf Selbstverwirklichung als wichtigste Priorität und sind eher bereit auf Materielles und auf Wohlstand zu verzichten.

In ihrem Grundhaltungen tritt eine gewisse Ambivalenz zutage: Einerseits optieren sie

stärker für konventionelle Ziele, wie das Bewahren der Familie in ihrer herkömmlichen Form. Sie stellen auch weniger die etablierten Parteien in Frage. Andererseits stehen sie der technischen Entwicklung skeptischer gegenüber, sehen sie eher als Gefahr und Risiko; sie fordern mehr für den Umweltschutz und engagieren sich dafür auch mehr.

Eine besondere Rolle spielen die Entwicklungsländer: Ihre stärkere Unterstützung wird von religiös gebundenen Studierenden weit mehr gefordert als von den Kommilitonen – sicherlich eine Folge des Engagements der Kirchen in diesem Bereich, wohl auch der kirchlichen Studentengemeinden an den Hochschulen.

Eine kurzen Blick könnten wir noch auf diese *Studentengemeinden* werfen: Wer beteiligt sich an ihnen und wie stark sind sie durch die „Religiösen“ geprägt – sind deren Heimat?

Die Studentengemeinden haben in den neuen Ländern einen etwas größeren Stellenwert, weil sie etwas mehr Studierende erreichen: Dort beteiligen sich 9% (in unterschiedlicher Intensität), in den alten Ländern nur 6%. – Aufschlußreich erscheint mir zudem: 17% in den alten, gar 22% der Studierenden in den neuen Ländern äußern Interesse an den Studentengemeinden, haben aber bislang nicht daran teilgenommen. Marktanalytisch gewendet: Studentengemeinden haben durchaus die Möglichkeit, weitere Interessenten zu gewinnen, das nicht unerhebliche potentielle Klientel gibt das her.

Neben dieser allgemeinen Reichweite können wir nach der Akzeptanz bei der unmittelbaren Klientel fragen, d.h. jenen Studierenden, denen Religion und Glauben sehr wichtig sind. Von diesen „stark religiösen“ Studierenden sind in den alten Ländern 20% in der Studentengemeinde tätig, in den neuen Ländern aber 28% - davon der größte Teil allerdings nur gelegentlich.

Von den „Religiösen“ haben in den alten Ländern die Hälfte (49%), in den neuen Ländern aber nur 33% kein Interesse an der Studentengemeinde. Dies besagt, dass in den alten Ländern die „Ausschöpfungsquote“ aus der naheliegenden Klientel weit geringer als in den neuen Ländern ausfällt.

Drittens nun: Wie stark sind die Studentengemeinden durch ihr spezifisches Klientel, d.h. die „Religiösen“, geprägt - oder kommen auch andere Studierende, schauen vorbei oder arbeiten mit? In den westdeutschen Studentengemeinden sind die „Religiösen“ mehr unter sich: 74% der Beteiligten bezeichnen sich als stark oder eher religiös, in den neuen Ländern beteiligen sich auch weniger religiös gestimmte Studierende: 62% sind eher oder stark religiös, die anderen 38% sind weniger oder gar nicht religiös gebunden (in den alten Ländern beträgt dieser Anteil nur 26%).

Für diese unterschiedlichen Reichweiten und Einbeziehungen der Studentengemeinden in den alten und neuen Ländern lassen sich zwei Begründungen anführen. Historisch bildeten in den neuen Ländern die Studentengemeinden in der Vorwende- und Nachwendezeit in den 80er und 90er Jahren eine allgemeinere Plattform für studentische Aktivitäten, was bis heute fortwirkt. Aktuell haben die Studentengemeinden im Westen mehr Konkurrenz, sowohl was die Angebote außerhalb der Hochschule (z.B. jobben) als auch Angebote für mögliche Aktivitäten an der Hochschule angeht. Zudem sind die Studierenden im Westen weniger an der Hochschule integriert, was sich in ihrer Teilnahme an institutionalisierten Angeboten auswirkt.

9 Bilanz: Grundhaltungen und Heterogenitäten

Ich sollte endlich zur Bilanz kommen, wobei ich zuerst auf erkennbare Differenzen und Heterogenitäten in der Studentenschaft eingehe und danach eine generelle Kenn-

zeichnung der Grundhaltung der „Studentenschaft“ versuche.

Erstens: die *Heterogenitäten in der Ausgangssituation der Studierenden* haben zugenommen. Das umfasst ihre finanzielle Situation, die Erwerbstätigkeit im Semester neben dem Studium, den Studierendenstatus und die Integration an der Hochschule sowie die Erfahrungen vor und neben dem Studium. Damit hat die traditionelle „Studentenrolle“ ihre festen Konturen, ihre Konsistenz und Bestimmtheit verloren – sie gilt nur noch für einen Teil der Studierenden. Hier sind auch die Unterschiede zwischen den Studierenden in den alten und neuen Ländern hauptsächlich angesiedelt: in den neuen Ländern entsprechen die Studierenden in der Lebenssituation wie in den Haltungen gegenüber dem Studium noch weit mehr der herkömmlichen Studentenrolle, obwohl im Trend Angleichungen an die westdeutschen Verhältnisse zu beobachten sind.

Unter den Studierenden gibt es spezifische Gruppierungen, die zu beachten sind, mit jeweils eigenen Profilen und Akzentuierungen des Lebensgefühls. Dazu zählen die Teilzeit- oder Pro-Forma-Studierenden und auch die Langzeitstudierenden. Zu berücksichtigen sind außerdem Differenzen nach der sozialen Herkunft oder nach den beruflichen Zukunftsaussichten, die das Selbstbewusstsein, die Studienstrategien, die Anspruchshaltungen und vor allem die Sorgen und Ängste beeinflussen. Aber auch zwischen Studentinnen und Studenten bestehen Unterschiede fort: Sie liegen vor allem im sozial-emotionalen Bereich, d.h. in den Reaktionen auf Konkurrenz, Anonymität und soziales Klima sowie auf den Umgang mit Belastungen und Stress. Schließlich sind Unterschiede gemäß der Haltungen und Interessen der Studierenden zu beachten, die sich in Gruppierungen und Zugehörigkeiten ausdrücken und manifestieren: So die politisch engagierten Studierenden, die in politischen Studentenvereinigungen und Aktionsgruppen,

beim AStA und den Fachschaften mitwirken, auch wenn ihre Zahl geringer geworden ist. Oder der Kreis der „Religiösen“ mit ihrer Mitarbeit in den Studentengemeinden und ihren teilweise spezifischen Einstellungen und Empfindungen, z.B. ihr stärkeres Verantwortungsgefühl und Solidaritätsempfinden.

Grundsätzlich bestehen in der Identitätskultur wie in den Gefühlsmustern der Studierenden zwischen den Fächern große Unterschiede. Die Fachzugehörigkeit bestimmt am meisten den „Gefühlshaushalt“ der Studierenden, sowohl seine grundsätzliche Tönung (zufrieden und optimistisch oder unzufrieden und besorgt) als auch die Gefühlslagen hinsichtlich verschiedener Bereiche und Aspekte, z. B. Studienbewältigung und Umgang mit Lehrenden, Leistungsstress und Zukunftssorgen, Wettbewerb und Effizienz, Technikakzeptanz und politisches Vertrauen.

Dazu einige pointierte Stichworte bezogen auf die Lebensgefühle, Zukunftsperspektiven und Orientierungen der Studierenden jener Fächergruppen, die am weitesten auseinanderliegen.

1) Auf der einen Seite stehen die *Juristen und Ökonomen*:

Sie geben sich selbstbewußt und cool mit Ellbogenmentalität und Karrierebewusstsein. Konkurrenz und Leistung zählen am meisten. Man muß sich durchkämpfen, dann locken Macht- und Managementpositionen.

Wissenschaft und Forschung, Theorie und Reflexion sind nachrangig. Das Studium zählt hauptsächlich als Mittel des Statuserwerbs. Die beruflichen Aussichten werden eher optimistisch gesehen und Zukunftssorgen sind selten oder werden nicht zugelassen.

Die technische und ökonomische Entwicklung hat hohe Priorität vor dem Umweltschutz. Der Markt und Wettbewerb werden offensiv vertreten, das Einverständnis mit dem politischen System ist hoch. Im Zwei-

felsfalle wird für Ruhe und Ordnung gegenüber Demonstrationen oder Streiks votiert.

Diese Studierenden fühlen sich im gesellschaftlichen Trend, sowohl hinsichtlich allgemeiner gesellschaftlich-politischer Vorstellungen als auch hinsichtlich von Konzepten zur Hochschulentwicklung.

2) Auf der anderen Seite befinden sich die *Studierenden der Sozial-, Geistes- und Erziehungswissenschaften*:

Sie haben sich weitgehend von der öffentlichen Bühne, an den Hochschulen wie außerhalb, zurückgezogen. Sie sind aber kritisch-alternativer eingestellt geblieben, geben sich idealistischer und solidarischer als die Kommilitonen anderer Fächer.

Sie machen sich individuell über die eigenen Berufsaussichten wie allgemein über die gesellschaftliche Entwicklung mehr Zukunftssorgen und hegen mehr Zweifel. Vom Studium erwarten sie eher Freiräume und Entwicklungsmöglichkeiten, mehr Diskussion und Kommunikation, stellen nicht selten die Beziehungsarbeit über die Sacharbeit.

Politisch haben sie einen Schub zum Konventionellen mitgemacht: aktiver Protest ist nicht mehr unbedingt ihre Sache, weitreichende Forderungen wie Enteignung oder Gleichheit stellen sie kaum mehr – und wenn, dann nur leise und abgeschwächt. Freilich treten sie immer noch häufiger für Fragen des Umweltschutzes ein, sehen die Technik skeptischer. Den ökonomischen Marktmechanismen wie dem politischen System stehen sie mit größerem Mißtrauen aber auch mit Ohnmachtsgefühlen gegenüber. Manche sind resigniert oder ein wenig zynisch geworden, was durch die weithin als unsicher erlebten Berufsaussichten verstärkt wird.

Das Bezeichnende an dieser Gegenüberstellung von Gefühls- und Meinungsmustern zwischen den beiden Fächergruppen besteht darin, dass der konventionelle ökonomisch-juristische Habitus in der Studentenschaft generell dominanter geworden

ist. Er hat weithin die „Deutungshoheit“ hinsichtlich Vorstellungen und Einstellungen vieler Studierender gewonnen, dessen Denk- und Gefühlsmuster gelten mehr und mehr und verdrängen andere. Diese Verlagerung ist so auffällig und ausgeprägt, dass von einem Wandel in der Studentenschaft gesprochen werden kann. Neben diesem Wandel hin zu juristisch-ökonomischen Orientierungen und Gefühlslagen sei noch auf eine übergreifende Veränderung hingewiesen, die damit einhergeht.

In den Haltungen gegenüber Studium und Gesellschaft haben sich frühere große Gegensätze unter den Studierenden vielfach eingeebnet. Nicht nur zwischen ost- und westdeutschen Studierenden sind Angleichungen festzustellen, sondern auch zwischen den Fächergruppen. Die Anfang der 80er Jahre noch mögliche Gegenüberstellung zwischen „angepaßt-konventionell“ und „ausgestiegen-alternativ“ trifft so nicht mehr zu. Der damalige Gegensatz von fast „feindlichen Lagern“ in der Studentenschaft hat sich weitgehend aufgelöst, weil in den 90er Jahren die Aussteigermentalität nahezu verschwunden ist und alternative Ideen und Lebensformen kaum mehr gefragt sind. Insofern ist damit zugleich in solchen Gefühlslagen und Haltungen die Heterogenität in der Studentenschaft erheblich geringer geworden.

Eine Abnahme früherer Heterogenitäten zeigt sich ebenfalls in den studentischen Einstellungen zum Studium. Insgesamt hat sich eine „effizienzorientiertere“ Herangehensweise durchgesetzt, etwa hinsichtlich der Absicht, möglichst zügig zu studieren und intensiv für den Studienerfolg zu arbeiten. In den Studienstrategien richten sich die Studierenden stärker an Signalen des Arbeitsmarktes aus und bemühen sich um zusätzliche Qualifikationen. Der Praxisbezug des Studiums erhält einen höheren Stellenwert, wozu auch vermehrte Kooperationen der Hochschulen mit der Wirtschaft zählen sowie die oftmals verlangte

Unterstützung durch Lehrende beim Übergang in den Beruf.

Welche *allgemeine Charakterisierung* „der Studentenschaft heute“ wäre angebracht, wenn man sich überhaupt darauf einlassen will?

„Rebellisch“ oder „skeptisch“ ist diese Studentengeneration nicht, als „narzistisch“ oder „null-bock“ ist sie kaum zu charakterisieren, das träfe nicht zu. Auch als „Fun-Generation“ mag ich sie nicht bezeichnen, ebensowenig als „Generation X“, d.h. „ohne Zukunft“. Es gibt auch heute solche Studierende, sicherlich, die sich derart typisieren ließen, aber ihre Zahl hat abgenommen und ist eher gering, schon gar nicht kennzeichnend.

Könnte man die heutigen Studierenden als die „*unauffällige Generation*“ bezeichnen, als die Generation ohne große Gesten und Gefühle, ohne starke Emotion und unterschiedenes Engagement – wäre dies der gemeinsame Nenner? Manches spricht dafür, aber das Etikett „unauffällig“ fällt doch recht blaß und nichtssagend aus.

Vielleicht wäre das Stichwort der „Zersplitterung“ zutreffender; aber kann man von einer „*zersplitterten Generation*“ sprechen?

In gewisser Weise „aufgeteilt“ ist die Studentenschaft schon: allein im Studierendenstatus, wenn man an die vielen Teilzeitstudierenden denkt oder an die zunehmende Erwerbsarbeit im Semester. Zersplitterung tritt vermehrt auch im biographischen Ablauf und den Zukunftsaussichten auf: Das Studium ist vielfach nicht mehr eine feste Bahn mit vorgezeichneten Zugangswegen und gesicherten Anschlüssen im Beruf nach dem Abschluss.

Aber weniger „zersplittert“ ist die Studentenschaft in den Ansichten, Orientierungen und Befindlichkeiten. Da haben eher Annäherungen und Einebnungen stattgefunden: zu mehr Konventionalität, Alltäglichkeit,

ähnlichen Sorgen und Nöten, Hoffnungen und Erwartungen.

Die studentischen Mentalitäten betrachtend, wäre vielleicht doch das Diktum einer gewissen „*Verkleinbürgerlichung*“ angemessen, wie es schon in den 50 Jahren, erneut in den 80er Jahren konstatiert worden ist? – Hinsichtlich der Lebenssituation und dem Studierverhalten mag es zutreffen, daß die Studierenden „kleinbürgerlicher“ geworden sind, weniger idealistisch gesonnen sind und seltener einen breiten Interessenhorizont haben, mehr auf den praktischen Nutzen schauen und den eigenen Gewinn zählen. Dagegen spricht wiederum, daß die beruflichen Ansprüche und das individuelle Selbstbewußtsein, die Offenheit, Flexibilität und Internationalität wenig von kleinbürgerlicher Enge und Begrenzung, Autoritätsgläubigkeit und Ressentiments erkennen lassen.

Sie sehen, ich tue mich schwer mit solchen generellen Etikettierungen der Studentenschaft, weil stets manches dafür spricht, aber auch einiges dagegen. Deshalb wende ich mich zum Schluss lieber einigen *praktischen Folgerungen* zu. Was ist zu tun, was kann getan werden?

Bei diesen Empfehlungen orientiere ich mich an zwei Kriterien: Wo liegen zum einen für die Studierende größere Schwierigkeiten und Probleme, bei deren Bewältigung sie besser unterstützt werden sollten? Und worin weisen sie zum anderen Defizite oder Einseitigkeiten auf, denen gegenüber Forderungen und Ansprüche aufrecht zu erhalten sind, selbst wenn sie nicht dem „allgemeinen Trend“ entsprechen.

1) Den Studierenden *Kommunikation und Beratung* bieten, Gespräche und Diskussionen ermöglichen, auch zu anspruchsvollen Themen, die durchaus unterhaltsam eingebettet sein dürfen. Eine offene und ständige Zugänglichkeit ist wichtig, nicht nur „Sprechstunden“ und „feste Termine“

abhalten. Die neuen Medien wie email und Internet eröffnen im übrigen dafür, richtig genutzt, einige Chancen.

2) Die Studierenden ermutigen, *Bindungen und Zugehörigkeiten* herzustellen, sei es zu Gruppen (wie den Fachschaften) oder zu Aufgaben (wie einem wissenschaftlichen Thema oder Problem). Insbesondere ihnen helfen, im Studium mehr Konzentration und Konsistenz zu erreichen, wofür angemessene Strukturierungen und Verbindlichkeiten durchaus hilfreich sind. Sie bei ihren Findungs- und Orientierungsprozessen unterstützen, Vernetzungen und Wege dafür aufzeigen.

3) Den Studierenden *Aufgaben und Anforderungen* stellen, die über das Individuelle hinausgehen und Verantwortlichkeit beinhalten. Sie können allgemein und politisch gehalten sein, z. B. sich mit den Entwicklungsländern auseinander zu setzen, oder konkret und praktisch ausgerichtet sein, z.B. ausländische Kommilitonen zu beraten und zu unterstützen. Insgesamt: mehr Nachdenken und theoretische Anstrengung einfordern sowie Engagement und aktive Anteilnahme verlangen – und Möglichkeiten dafür bereit halten.

Diese sicherlich allgemein gefaßten Anforderungen richten sich an alle Hochschulangehörigen, in erster Linie sind die Lehrenden angesprochen. Nicht zuletzt ihre soziale Distanz gegenüber den Studierenden führt dazu, dass deren Identifizierung mit dem Studium nachläßt und die Integration in die Hochschule sich auflöst.

Aber auch die Studentengemeinden und Studentenpfarrer an den Hochschulen wären zu ermutigen, ihre Tätigkeiten, die häufiger bereits in die angezielten Richtungen gehen, fortzuführen und zu erweitern. Der beschriebene Wandel in der Studentenschaft spricht eher dafür als dagegen, auch wenn die Ansprechbarkeit und Erreichbarkeit der Studierenden aus den genannten Gründen schwieriger geworden sein mag.

Literaturangaben:

Bargel, T.: Wieviele Kulturen hat die Universität? Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung Nr. 3. Arbeitsgruppe Hochschulforschung, Universität Konstanz 1988

Bargel, T.: Differenzierung und Wandel der Studentenschaft. Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung Nr. 22. Arbeitsgruppe Hochschulforschung, Universität Konstanz 1997

Bargel, T. / Ramm, M. / Multrus, F.: Studiensituation und studentische Orientierungen. 7. Erhebung – Kursfassung. Bonn 1999.

Glottz, P. / Malanowski, W.: Student heute. Angepasst? Ausgestiegen? Hamburg 1982.

Huber, L. : Studiensituation heute und Wandel der Studentenrolle. In: Huber, L. / Wulf, M. (Hg.): Studium – nur noch Nebensache? Freiburg 1989, S.175 - 187

Krüger, H.J. / Steinmann, I. u.a.: Studium und Krise. Eine empirische Untersuchung über studentische Belastungen und Probleme. Frankfurt/Main 1986.

Inglehart, R.: Wertwandel in westlichen Gesellschaften. In: Klages, H. / Kmiecik, P. (Hg.): Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel. Frankfurt/Main 1979, S. 279-316.

Schelsky, H. : Die skeptische Generation. Frankfurt/Main 1956.